In deutschem Kriegsgebiet.

Von S. Haas.

„Kriegsimprovisation".

Die Etappe bildet zu Kriegsstudien einen mindestens so interessanten Abschnitt wie die eigentliche Front, hat sie doch die ungehemmtesten Entwicklungsmöglichkeiten. Unser Etappenort C. befindet sich im Gebiet der Erzbergwerke. In seiner Nähe, bei J., wird Eisenerz ausgebeutet. Frühmorgens fahren wir mit dem Förderkorb ein, 2—300 Meter in die Tiefe, begrüßt von den Detonationen der Sprengungen, die die Wände erzittern lassen. Deutsche Grubenarbeiter bilden den Stamm der hier tätigen Bergleute. Die Großzahl sind Russen, die richtige Löhnung beziehen. Die maschinellen Anlagen stammen von Schneider-Creusot und vermöchten, da sie vollständig in den Besitz der Deutschen übergingen, täglich einige tausend Tonnen Erz zu fördern. Der reduzierte Kriegsbetrieb gibt sich mit 500 Tonnen täglich zufrieden.

Eine Haupttätigkeit der Etappe liegt auf landwirtschaftlichem Gebiet. Sie vermag sich mit den selbstangebauten Bodenprodukten durchschnittlich drei Monate des Jahres selbst zu unterhalten. Eine große Leistung, wenn man bedenkt, daß sie für so und so viele Tausende Durchgangsort ist, Arbeiter und Gefangene zu Tausenden beschäftigt, die hier in Ruhestellungen zur Ausbildung befindlichen Truppenmachschaften verpflegt usw. So hat sie sich denn möglichst rationell eingerichtet, sie drischt und mahlt Getreide, hat Trocknungsanstalten für Getreide- und Hackfrüchte angelegt, besitzt einen statlichen Viehstand, eine Käserei, wo sie Quark und Butter herstellt, und eine große Schlächterei. Alle diese Dinge geben ihr ein bürgerlich behäbiges Gesicht.

Die Etappe ist auch ein großzügiger Architekt und Baumeister. Sie baut Brücken, füllt ausgekarrte Wege aus, verbreitert, beschottert und walzt, bis ein tadelloses Landstraßennetz die ganze Front umstrickt.

Ein Schulhaus in J. wurde, so klein und winklig es war, in ein mächtiges Kriegslazarett ausgebaut. Da sind nun wahre Säle und ganze Zimmerfluchten, Aufzüge, Bade-Einrichtungen, Warmwasser-Heizungen, Licht- und Stromanlagen entstanden. Hier arbeitet die Blüte der Wissenschaft im Verein mit einem wohl organisierten Heer von Assistenten, technischem Personal und Schwestern. Der Oberstabsarzt und Lazarettchef, der uns führt, ist der bekannte Chirurg Geheimrat Wirsing aus Berlin. Der Leiter der Augenstation, ein Mann mit mädchenzarten Händen, der die wunderbarsten Augenoperationen ausführt und mir strahlend von seinen Heilerfolgen erzählt, hat sich als Dr. Krusius aus Berlin vorgestellt. Es handelt sich ebenfalls um eine medizinische Größe. Der zierliche Mann besitzt, wie man sich erzählt, eine außerordentlich starke suggestive Willenskraft. Da eine Narkose bei den Augenoperationen nicht möglich ist, im Gegenteil der Patient selbst mit seinem ganzen Willen mithelfen muß, erfordert das Gelingen des Eingriffes eine seelische Einwirkung, der dieselbe Bedeutung zukommt wie der operativen Kunst. Dr. Krusius kann mir in seinen Sälen zahlreiche Leute zeigen, in deren Augenweiß nur haarfeine rötliche Striche als Narben zurückgeblieben sind, die nicht erkennen lassen, daß aus dem Augapfel ganze Geschoßsplitter entfernt wurden und die Einschußstellen vernäht werden mußten. Das Sehvermögen blieb dabei zu allermeist angeschwächt erhalten, eine feine Kunst ohnegleichen, für die der Patient dem Arzt eine rührende Dankbarkeit entgegenbringt.

Mitten unter den verwundeten Soldaten liegt ein zehnjähriger Franzosenjunge, der mit einem aufgefundenen Zünder gespielt hatte, bis dieser platzte und ihm ein Auge raubte und schwere Arm- und Brustwunden beibrachte. Sein erstes Wort nach der Narkose soll die echt französische Kritik gewesen sein: „Es ist doch eigentlich unglaublich, daß man so böse Dinge einfach herumliegen lassen kann und damit die Leute in Gefahr bringt." Seine drollige Frühreife und die Tapferkeit, mit der er das Weinen immer verbiß, hat dem Jungen die Freundschaft jedes Lazarettbewohners eingetragen. Jeder geht einmal zu seinem Bett, streichelt ihn, zeigt ihm Bilder oder schnitzt ihm Spielsachen.

Gartenanlagen und Terrassen erlauben den Genesenden das Liegen im Freien, und Genesende sind hier fast alle. Man sieht zwar gräßliche Verstümmelungen und wohl auch traurige, grüblerische Gesichter, aber meist nur bei den frisch Heraintransportierten. Luft und Sonne im Saal, fein ausgewählter Bildschmuck an der Wand, die blütenweiße Wäsche, die gute Kost und die gleichmäßig liebevolle Pflege verwischen bei den meisten Patienten die niedergedrückte Stimmung der ersten Tage. Sobald der Mann übrigens wieder einigermaßen tauglich ist dazu, erhält er allerlei kleine Arbeiten zugewiesen, hilft er pflegen, Essen holen, oder beschäftigt er sich auch im Garten, den sich das Lazarett zu diesem Zwecke angelegt hat. Das moderne Prinzip des für die Heilung so wichtigen Vergessens durch die Arbeit! Später werden die Leute nach den Lazaretten der Heimat verbracht. Denn der Stellungskrieg, welchen der Frontabschnitt seit den Tagen von Verdun führt, schickt selten einmal einen Franzosen in dieses Lazarett.

Sein eigenes Atelier hat auch der Feldzahnarzt, der hier zerschossene Kiefer ergänzt und, wie daheim, plombiert und künstliche Gebisse einsetzt. Ihm stehen alle technischen Vorrichtungen und Laboratorien zu Gebote, gleich wie der Arzt über die wunderbarsten Operationsräume verfügt.

Das alles nennt sich Kriegsimprovisation! Man soll dazu den Etappenausbau sehen. Die Bäder und Waschcinrichtungen, Kinos und Theater, soll sehen, wie Feldbuchhandlungen und Lesesäle für die neuesten Zeitungsinformationen und das literarische Bedürfnis sorgen, wie schön die Schreibstuben ausgestattet sind!

In C. fand ich sogar einen ganzen Zeitungsbetrieb. Es handelt sich um Redaktion und Druck der vorzüglich geschriebenen Frontzeitung „Zwischen Maas und Mosel". Solche Zeitungen bestehen im Westen für jeden größeren Frontabschnitt, sozusagen für jedes Armeekorps. Ihre Mitarbeiter haben sie in allen Schützengräben, und aus dem Schützengraben heraus ist auch diese Zeitung gekommen. Ihr Chefredakteur saß als stellvertretender Bataillonsführer in einem Unterstand acht Meter tief unter der Erde, als er die ersten Artikel schrieb und die Korrekturbogen las. Und es soll oft vorgekommen sein, daß er in aller Hast die Feder mit dem Revolver und den Augenschirm mit der Gasmaske vertauschen mußte.

Die kleinen Flachdruckmaschinen, die Falz- und Schneidemaschinen, die Letlern der Setzerei und das Papier — alles ist im selben Raum untergebracht — hatte sich der Schriftleiter vor dem Beginn der eigentlichen Zeitungsarbeit auf dem Wege der Requisition in allen verlassenen Ortschaften bis nach St. Quentin hinauf selbst zu beschaffen. Eine seiner Maschinen mußte zuerst von den Schäden eines Granatschusses geheilt werden, bevor sie arbeitete. Heute sitzt der Chefredakteur und Buchdrucker Rittmeister R. bei seiner Verlagsanstalt und Druckerei in der Etappe. Sein Personal besteht aus acht Mann, zwei Maschinenmeistern, vier Handsetzern und zwei Buchbindern, alles lazarettentlassenen Leuten, die nach ihrer völligen Wiederherstellung an die Front kommen und von anderen Rekonvaleszenten abgelöst werden. Sie besorgen neben dem Zeitungsdruck auch Aktzidenzdruckaufträge jeder Art, Gratulationen, Todesanzeigen, Visit- und Menuskarten und dergl.

Das Zeitungswesen der West- und Ostfront ist ein völlig verschiedenes. Da die Entfernung der Ostfront von den großen Zeitungszentralen eine zu große ist, als daß die Zeitungen ohne bedeutende Verspätung in die Hände der Truppen kämen, ist in Kowno eine große Nachrichtenzentrale errichtet worden, die die Frontzeitungen mit allen wichtigen Meldungen militärischer und politischer Art versorgt. Die Frontzeitung des Ostens erfüllt also den Zweck einer Tageszeitung, wobei sie ihre besondere politische Färbung besitzen darf. An der Westfront dagegen treffen die Zeitungen der Heimat dank der riesigen Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes so frühzeitig ein, daß die Frontzeitung sich darauf beschränkt, als Sprechsaal der Truppenverbände unter sich und zur Förderung des Zusammengehörigkeitsgefühls in diesen Verbänden zu dienen. Ganz abgesehen vom Schützengrabenhumor fördern diese Zeitungen eine so reiche Gedankenfülle und gleichzeitig eine so eigenartige Frontpsychologie zutage, daß die Sammlung später ihren kulturgeschichtlichen Wert besitzen wird.

Eine der freiwillig von der Etappe übernommenen Aufgaben ist die Sorge um die Schule der Einwohnerschaft. Zur Schulführung werden, wenn immer möglich, die im Ort verbliebenen Lehrkräfte herangezogen. Der Etappenkommandant von C. hat die frühere französische Lehrerin wieder angestellt. Er honoriert sie anständig und hält nur darauf, daß die Kinder neben dem Unterricht in der Muttersprache auch Deutsch lernen. Das kann ihnen bei dem notwendigen Verkehr mit den Truppen jedenfalls nicht schaden. Anläßlich eines Schulbesuches hören wir Liederstrophen einmal deutsch und einmal französisch singen, Verse bald in dieser, bald in jener Sprache hersagen, den Geschichtsunterricht in französischer, den Geographieunterricht in deutscher Sprache erteilen. Die Unterrichtserfolge sind dank der Mithilfe des deutschen Divisionspfarrers ganz hervorragend. Dem patriotischen Gefühl der Kinder wird in keiner Weise zu nahe getreten. Es wäre wohl auch zwecklos. Wenn man die Kleinen fragt: „Wo ist dein Vater?" erhält man fast durchwegs die Antwort: „A Verdun." Das will sagen: im Krieg, an der französischen Front. Mehr weiß niemand von seinem Familienhaupt. Dafür sind die Gedanken immer bei ihm, so gut die deutsche Etappe für die Zivilbevölkerung sorgen mag.

Von Gefangenen und Toten.

Bereits als ein wahrer Segen erwies sich das Abkommen zwischen Deutschland und Frankreich, das bestimmt, daß Kriegsgefangene vom 1. Mai an nicht näher als 30 Kilometer an die Front gebracht werden dürfen. Eine noch größere Wohltat wäre es, wenn das ganze Operationsgebiet von den Kriegsgefangenen geräumt würde und zwar nicht nur, wie dies vereinbart ist, von Deutschen und Franzosen, sondern mit Bezug auf die kriegsgefangenen Angehörigen aller Nationen. Aus zahlreichen Aeußerungen glaube ich annehmen zu dürfen, daß man in Deutschland einer solchen humanen Maßregel wohlgeneigt ist.

In der Zeit vor dem 1. Mai konnte ich noch viele Gefangene, auch Franzosen, innerhalb der später vereinbarten 30 Kilometerzone arbeiten sehen. Sie erhielten ausreichende Kost, hatten ihre Ruhezeit und — zum Teil in kleinen, wohnlichen Waldblockhäusern — geschützte Unterkunft. Trotzdem! Es sind vielmehr die psychischen als die physischen Lebensbedingungen, die in solchen Fällen ungünstig auf die Leute einwirken. Neben manchen fröhlichen Gesichtern, bei Russen zumal, immer wieder gesenkte Köpfe und stumpfe Mienen zu bemerken, obwohl ich nirgends ein rauhes Wort seitens der Bewachungsmannschaft fallen hörte. Man stelle es sich nur einmal vor: Der Kanonendonner von vorn und das unablässige kriegerische Kommen und Gehen hämmern es den Gefangenen ständig von neuem ein, daß sie ihren draußen kämpfenden Kameraden schlechte Dienste leisten. Das wird bei dem ausgeprägten nationalen Gefühl der Deutschen auf der Gegenseite nicht anders sein. Ich freute mich aber, daß die humanen Vorschläge von der Seite ausgingen, auf welcher ich die Kriegsgefangenen im Kriegsdienst arbeiten sah.

Fast ratlos stehen die Aerzte und Verpflegungsleute den rumänischen Kriegsgefangenen gegenüber. Im Rumänenlager des Etappenortes C., das etwa 600 Mann beherbergt, saßen die Gefangenen gerade bei Tisch, als die Besichtigung erfolgte. Aus eigenen Beobachtungen und aus den Aussagen der Gefangenen war festzustellen, daß die Kost ausreichend und gut verabreicht wird. Sanatoriumskost gibt es allerdings nicht, und das Sanatorium mit allen Regeln ärztlicher Ueberwachungskunst und peinlicher Diät wäre bei der widerstandslosen Konstitution des Rumänen das einzige, was ihn hochbringen könnte. Dieser Widerstandslosigkeit hat ihren Grund nicht allein in der Rasse und der Frühreife, die aus 30jährigen Mer macht. Viele Rumänen aus sozial schlecht gestellten Kreisen sind — so erzählt uns ein des Deutschen und Französischen mächtiger Rumäne selbst — bereits unterernährt zum Kriegsdienst eingerückt und dann, infolge eines mangelhaften Verpflegungsdienstes und der großen Strapazen in noch schlechterem Zustande in Gefangenschaft geraten. Namentlich in der ersten Phase der Gefangenschaft hätten sie geschlungen, nicht gegessen. Jetzt noch ist dieser Hang zum Schlingen so stark, daß sie sich nach einer Stunde nach den Mahlzeiten bereits wieder alles einverleiben, dessen sie habhaft werden können. Sie lesen — wie die Sektionen ergaben — Zigarrenstummel und Orangenschalen aus dem Straßenkot auf und würgen sie hinunter. Die Folge ist Kolik, Brechdurchfall und schließlich völlige Entkräftung. „Es ist grauenvoll, wie sie sich hinlegen und sterben, lautlos und in Massen wie die Fliegen", erzählte man uns erschüttert. Am Tage meines Etappenbesuchs öffnete sich auf dem Ortsfriedhof ein Massengrab für 60 Rumänen.

Dagegen sind die Kriegsfriedhöfe etwas vom Versöhnlichsten des ganzen Krieges. In der Etappe werden die in der ganzen Landschaft der ersten Kämpfe von 1914 verstreut begrabenen Krieger nach einem zentralen Friedhof gebracht und Seite an Seite neben Kameraden gebettet, die ein ganzes Jahr später vom großen Schnitter eingeheimst wurden. Mancher hat sich hier, nachdem er drei Jahre als vermißt gegolten, noch einmal legitimieren und seine letzte Nachricht nach der Heimat senden können.

Es ist herzgewinnend, wie jeder Ortskommandant und jeder seiner einfachen Helfer aus der Truppe sein Bestes aufwendet, um dem Friedhof künstlerische Gestaltung zu geben. Bei kleineren Friedhöfen geschieht dies durch die liebevolle Ausschmückung des Einzelgrabes, bei größeren durch eine gleichmäßige Anordnung, die auf die Gesamtwirkung hinarbeitet. Freund und Feind liegen gleich gut. Zwischen beide hinein betten sich Frauen und Kinder aus der Zivilbevölkerung. Der tote Gegner erhält sein Kreuz und seinen Grabspruch genau so schön, wie der gefallene Kamerad. Wo viele liegen, überragt ein von Künstlerhand gemeißeltes Denkmal, dessen Inschrift auch des Gegners ehrend gedenkt, die Kreuzreihen.

Im Etappenort C. setzt der Ortskommandant, ein bekannter Verleger aus Gießen, seinen ganzen Stolz darein, das Einzelgrab auch durch gärtnerische Kunst zu schmücken. Der Friedhof von B. dagegen, hart an der berüchtigten Combreshöhe gelegen, wirkt mit seinen tausend Gräbern — den Ruhestätten von Gefallenen einer und derselben deutschen Reservedivision und einer Anzahl französischer Linieninfanteristen — mehr durch seinen strengen Ernst; über die geschlossenen Kreuzreihen strebt eine monumentale Säule empor. In Löwen wird die Strenge des steinernen Gleichmaßes durch ein großes hölzernes Christuskreuz gemildert, dessen Stifter Löwens kunstsinniger Zivilkommissär und dessen Schöpfer der Oberammergauer Bildschnitzer Lang ist. Allen Gräbern der kampfumtobten Gebiete bringt die jeweilen in Ruhestellung befindliche Truppe die nämliche Pietät entgegen. Das provisorische Aussehen der in heißen Schlachttagen entstandenen Totenhöfe weicht allmählich solider Ausstattungskunst, so daß sie noch nach vielen Menschenaltern von dem großen Ringen erzählen mögen, in dem die Männer fielen wie Kräuter im Maien....

Die Kreuze, deren Sprüche von warmer Anerkennung für die tapferen und opfermutigen Gegner zeugen, sollen über leeren Grabhöhlen stehen, während die Leiber, die sie decken müßten, in häßlichen Fabriken zu Dünger und Fett verarbeitet werden? Wer sich je im Banne der längs der deutschen Front angelegten Kriegerfriedhöfe befand, weist solche Gedanken als ganz unerträglich und ungeheuerlich von sich und wünscht nur, daß die Grabstätten einmal von den Franzosen mit ebensolcher Pietät übernommen werden, mit welcher der deutsche Soldat diese schuf.

Kultur oder Unkultur an der Front.

Auf der Rückfahrt von der Combres-Höhe und tags darauf, anläßlich der ebenso lohnenden Fahrt an die Maas, bot sich Gelegenheit zu manchen Beobachtungen kleiner Einzelzüge, die für den Gesamteindruck einer Frontreise nicht unwesentlich sein dürften.

Im neutralen Lande fragt man oft darnach, ob nicht doch der lange dauernde Krieg ein Volk auf eine tiefere Stufe herabdrücke und namentlich verrohend auf den Soldaten einwirke. Daß der Krieg im deutschen Hinterlande eine Unsumme schlummernder Energien und sittlicher Kräfte ausgelöst hat, braucht nicht wieder besonders festgestellt zu werden. Daß er — ich spreche nur von dem, was ich selbst gesehen und gehört habe und kann es unbeschadet aller Neutralität offen heraussagen — im letzten Soldaten eine tiefe Pflichtauffassung und ein Auslöschen vieler egoistischer Interessen verursachte, ist ebenfalls Tatsache. Ganz neu war mir, wie intensiv sich an der Front das Gemütsleben betätigt. Gewiß, der Krieg hat in bezug auf die äußeren Eindrücke abgestumpft, aber die eigentliche gemütsmäßige Veranlagung eher vertieft. Ganz instinktiv entfaltet sich die Anhänglichkeit an Heimat und Familie. Halb sehnsuchtsvoll, halb übermütig jodelt und singt der oberbayrische Soldat oft mitten in schwerer, aufregender Arbeit; er lebt dabei so sehr in seinen Erinnerungen, daß er mitunter sogar die strenge Disziplin und den gefährlichen Posten vergißt, auf dem er sich gerade befindet. Das konnte ich auf dem Fort du Camp des Romains bei St. Mihiel beobachten. Vielleicht, daß dort der Luginsland den Gebirgler besonders zu solchen Gefühlsausbrüchen anregte.

In täglicher Kleinarbeit, wie im Kampfe ein aufopfernder Kamerad, ist der deutsche Soldat zur vorbildlichsten Toleranz gegen Andersdenkende gekommen. Das lebt und fühlt miteinander, ist eine Armee aus einem Gusse geworden! Achtung vor dem tapferen Gegner (wie sahen es z. B. daran, wie eben gefangene Franzosen behandelt wurden), Pietät für die Gefallenen und Bewunderung für jede männliche Leistung sind Grundzüge des deutschen Wehrmannes. Manches würde der Friede nicht so vollkommen erreicht haben. Versöhnt das nicht ein wenig mit manchem Grauenvollen, das der Krieg in die Welt getragen?

Am reichsten entfaltet sich das Gemütsleben da, wo Zeit und Gelegenheit gegeben ist, sich das Frontmilieu nach eigenem Gutfinden auszugestalten. Ich denke an manche halbzerstörte Kirche, wo Angehörige aller Konfessionen freiwillig wieder aufrichten und ausschmücken halfen und sich auch hernach friedlich in den Besuch des frommen Ortes teilten, an das geradezu kunstverständige Bloßlegen eines seit Jahrhunderten verschütteten Bischofssitzes, samt Kreuzgang und Refektorium in Hattonchâtel, an die Errichtung eines ganzen Walddorfes bei M., das an Sauberkeit und liebevollem Ausbau der Tätigkeit eines schweizerischen Verschönerungsvereins den Rang streitig macht, an die Innenausstattung der Unterstände und Wohnräume, wo feingewählter Bildschmuck eine große Rolle spielt, und an tausend andere Dinge.

Der Geistespflege widmet der Soldat ganz von selber große Sorgfalt. Es ist, als ob das Kriegshandwerk den Mann darauf stoße. Wenn man nach dem auf moderne Geistiskultur zugeschnittenen Büchervorrat der Feldbuchhandlungen und der Unterstände selbst auf die Feierabendbeschäftigung der Leute schließt — dann Hut ab vor solchen Soldaten! Freilich machen es ihnen die großen Verlagsanstalten verhältnismäßig leicht, sich geeignete gute Literatur anzuschaffen; die Hauptsache ist aber eben doch, daß vorwiegend Gutes verlangt wird. Kriegsromane und dergleichen sind an der Front meist unbeliebt; das lesen die Leute zu Hause und sensationslüsterne Neutrale.

Die deutsche Heeresleitung tut alles, dem Bildungsbedürfnis nach Möglichkeit entgegenzukommen. Sie fördert nicht nur billige Buchausgaben und das Heranbringen von Literatur aller Art an die Front, sondern sie unterstützt auch besonders die bildende Einwirkung der Kunst. Jedes Lager, jedes Dorf, besitzt sein Theater, in dem nicht selten gute Bühnenkräfte aus der Heimat als Gäste wirken. Ihren großen Wert haben übrigens auch die Kinos, die sich in jedem Orte finden. Da der Soldat hier entweder fröhliche Unterhaltung oder ernsthafte Belehrung haben will (namentlich über das, was zu Hause vorgeht oder auch einmal über militärwissenschaftliche Dinge), so pflegen die Orts- und Einheitskommandanten einen regen Verkehr mit den Filmunternehmungen der Heimat und einen ebenso regen Austauschverkehr unter sich. Ich kenne Offiziere, die ihrer Mannschaft zu den Lichtbildern sozusagen Abend für Abend Vorträge halten. Die aus Soldaten und Unteroffizieren gebildeten Chöre streuen als angenehme Abwechslung Liedervorträge ein, wenn ihre Rolle nicht von einer Militärmusik übernommen wird. Die Militärmusiken haben übrigens beim Stellungskrieg zumeist die nicht unwesentliche Aufgabe erhalten, auf Plätzen hinter der Feuerlinie die in die Ruhestellungen zurückkehrenden Truppen durch ernstes und heiteres Spiel zu unterhalten und — was für die Nerven eine wahre Wohltat ist — zu zerstreuen. Und zwar nicht nur Sonntags, sondern auch an Wochentagen, mittags und abends.

Den geistigen Bedürfnissen der Akademiker trägt die Heeresleitung durch die Veranstaltung von Hochschulkursen Rechnung. Diese Kurse finden in der Etappe statt und sind für Angehörige aller Fakultäten ausgebaut. Das Professorenkollegium rekrutiert sich wie das Auditorium aus Heeresangehörigen, wenn man sich nicht für Spezialgebiete, die während des Krieges eine besondere Entwicklung genommen haben (wir erinnern nur an die Chemie), besondere Dozenten aus der Heimat verschreibt. Oft steht auf dem Katheder ein einfacher bebrillter Landwehr- oder Landsturmmann, während zu seinen Füßen junge Frontoffiziere eifrig die Kollegienhefte führen. Die Kurstage werden durch strenge Arbeit ausgefüllt, während die Abende fröhlichem studentischem Betrieb gewidmet sind, wobei jeder Unterschied des Grades und der Uniform der Teilnehmer wegfällt.

Angehörigen von Mittelschulen werden ähnliche Vergünstigungen für das Ausfüllen der Bildungslücken zuteil.

Wenn man von Kultur oder Unkultur spricht so muß auch die Körperpflege erwähnt werden. Schwierigkeiten bietet hier ein gewisser Mangel an Seife. Dafür aber wird das Wasser nicht geschont. Der kleinste Etappenort besitzt eine schöne Badeeinrichtung, desgleichen jedes kleine Walddorf; im Bereiche des gegnerischen Feuers ist es bisweilen sogar unterirdisch angelegt. Ganz vorbildlich sind die Verbandsplätze und Lazarette damit versehen, und trotzdem die Entlausung an der Westfront infolge der ständigen Desinfektion lange nicht mehr die Rolle spielt, wie zu Anfang des Krieges, wurde auch in dieser Beziehung nichts versäumt. Zu alledem kommt die jeden Tag stattfindende Körperkontrolle durch die Militärärzte und das an freien Geräten oder in Freiübungen systematisch gepflegte Strecken der im Schützengraben steif gewordenen Glieder. Es überraschte mich darum auch nicht, wenn mir die Aerzte vom ganz ausgezeichneten Gesundheitszustand der Truppen erzählten. Sogar in den Gräben des berüchtigten Waldes von Apilly (südlich St. Mihiel), die sich auf knappe 30 Meter den französischen Linien nähern und wo man sich gegenseitig viel zu scharf auf die Finger sieht, als daß man sich die für die rasche Blutzirkulation nötige Bewegung gönnen könnte, waren im verflossenen harten Winter nur ganz wenige Krankheitsfälle zu verzeichnen. Ein gut Teil dieses vorzüglichen Zustandes ist allerdings auch auf das Konto der guten Ausrüstung und der nie versagenden reichlichen Verpflegung zu schreiben.

(Schluß folgt.)

Von den Kämpfen an der Riga-Front.

Von Rolf Brandt.

Das Gefecht bei Mangal.

Mitau.

In der Nacht ging bei ziemlich starker Kälte ein heftiges Schneegestöber über Kurland nieder. In den Stellungen vor Riga war nicht die Hand vor den Augen zu sehen. Drüben, bei den Russen, die dicht vor ihrem Weihnachtsfest standen, herrschte völlige Ruhe. Man war eben im Stellungskrieg an der „stillen Front". Die Linie wird in der Hauptsache durch aufgesetzte Brustwehren von dicken Baumstämmen gebildet, dazwischen sind Unterstände, die durch Balkendecken Schutz gegen Artilleriewirkung geben sollen. Hinter der Linie stehen feste und sehr saubere kleine Blockhäuser. Eine Rückenwehr besteht an vielen Stellen nicht. Das Drahthindernis ist breit und dicht. So führt von der Straße Mitau—Riga eine ununterbrochene Waldstellung durch den Forst und die kleinen, hereinragenden Zipfel des Tirul-Sumpfes. Nordwestlich Mangal wird die Sumpfzunge breiter; dann von der Düne südlich des Babit-Sees kommt die feste Dünenstellung und die starke Position auf dem Kirchhof von Wismann.

In dieser etwa 30 Kilometer langen Front standen die Posten und suchten, wie jede Nacht, das Vorgelände mit den Augen zu durchdringen. Dichter fiel der Schnee. Die Nacht war ruhig. Nur das Fallen der Schneelasten von zu stark niedergebogenen Zweigen war zu hören. Da setzte an der Straße Mitau—Riga die Artillerie ein, von weither klang auch starker Geschützlärm. Gleichzeitig aber waren die Russen mit starken Abteilungen in Schneehemden vor dem deutschen Hindernis. Alarm! Die Stellungsbesatzung raste an die Brüstungen, die Maschinengewehre begannen zu hämmern. Die Russen verschwanden im Schneegestöber, und viele Tote und Verwundete ließen sie vor und in dem Hindernisdraht zurück.

An drei Stellen hatten sie aber doch in die Stellung dringen können. Bei Buobai, an einer gefrorenen Sumpfstelle im Wald. Das Regiment warf mit Reservetruppen im Nahkampf die Eingedrungenen aber sofort wieder hinaus. Alle neuen frontalen Angriffe schlug die Truppe gleichfalls ab. Die Luft, nach Südosten aufzurollen, um die Straße Mitau—Riga zu gewinnen, verging den Russen vor der Haltung des Regiments, dessen Führer übrigens einmal in einem historischen Augenblick eine Rolle gespielt hatte. Ihm hatte der Kommandant von Nowo-Georgiewsk, Bobyr, bei der Einnahme den Degen übergeben. Alle weiteren Vorstöße von kleineren Abteilungen gegen diese Front, ebenso wie die mehr oder minder Demonstrationscharakter tragenden Stöße gegen den Brückenkopf von Dünhof, das Gelände von Kekkau und den Streifen nahe der Küste, westlich von Schlok, wurden glatt abgeschlagen.

Es blieben noch am 5. mittags die beiden anderen Einbruchstellen südöstlich und nordwestlich von Mangal. Die bei Mangal selbst stehenden Kompagnien hatten die etwas später einsetzenden frontalen Angriffe mit sehr schweren Verlusten für die Russen abgeschlagen, als die Meldungen von beiden Flügeln kamen, daß die Russen durch seien und man bereits Flankenfeuer bekäme. Der älteste Kompagnieführer — ein bekannter Breslauer Schauspieler — ließ darauf die Flügel ein wenig umbiegen. Er holte sich seine Offiziere zusammen: „Man wird uns nicht im Stich lassen. Wir haben noch genug Patronen. Unter allen Umständen halten! Nachmittags um drei kommen wir wieder zusammen." Das Telephon nach Skangal rückwärts war noch in Ordnung. „Wahrscheinlich wird Sie eine Sendung Munition noch erreichen. Die Russen nähern sich von Südosten der Straße Diskup—Mangal." Bei einem Anruf, eine halbe Stunde später, kam keine Antwort mehr. Inzwischen wurden neue frontale Angriffe abgeschlagen. 4 Uhr. „Wenn von Skangal Gewehrfeuer anfängt, treten die Reserven in den Kampf." Man hörte plötzlich anschwellendes Infanteriefeuer im Walde hinter sich. Dann wurde es wieder still. Man zählte die Patronen. Es wurde 4½ Uhr. Es war finster; später war voller Mondschein. Die Schüsse aus den Flanken nahmen zu. Von Skangal her war nichts mehr zu hören. Die Kompagnien hatten sich schon unter dem seitlichen Druck bei Mangal gesammelt. Durchbruch! Man kam gegen Skangal vorwärts. Eine russische Abteilung kam aus einer Lichtung. „Ergebt euch! Hände hoch!" Die 25 Mann wurden gefangen mitgeführt.

Inzwischen war ein Gardebataillon und andere Kräfte, zum Teil mit Kraftwagenkolonnen, nach vorn gebracht und zu beiden Seiten der Straße Diskup—Mangal angesetzt worden. Bei hellem Mondlicht geriet man in Waldgefecht, Mann gegen Mann, auf 20 Schritt. Die Reserven gingen stürmisch mit hervorragender Entschlossenheit vor. Der Wald bei Skangal zeigt, wie gut sie schossen, er liegt dicht voll russischer Leichen. Um 7 Uhr waren die Brustwehren erreicht. Die Russen suchten sich zu halten. Es kam zum Nahkampf mit Bajonett und Handgranaten. Ein Teil der Russen ergab sich, der Rest versuchte über die Waldblöße hinter den Stellungen, in den dichten Wald jenseits der Lichtung, zu entkommen. Maschinengewehre und Schützen schossen die Flüchtenden auf der weißleuchtenden Fläche zusammen. Die meisten fielen noch im Hindernis, die anderen auf dem freien Feld dahinter. Eine Kette von Toten liegt bis zum jenseitigen Waldrand.

Am 6. Januar wurde die Einbruchsstelle nordöstlich Mangal eingeengt. Die Russen verstärkten ihre Artillerie und beschossen natürlich besonders heftig den Rand der Einbruchsstelle. Die nördlichen Anschlußtruppen schlugen alle Angriffe ab und suchten sich gegen Süden abzuschließen. So konnte am Abend des 16. ein deutscher Erfolg gebucht werden: 1300 Gefangene, darunter 16 Offiziere, mehrere Maschinengewehre waren eingebracht worden. Bis auf eine kleine Lücke war die Stellung wieder geschlossen, die russischen blutigen Verluste waren ungeheuer. Freilich, die deutschen Truppen hatten in diesem Gefecht bei Mangal auch ihre Kraft angespannt, und der Russe war an Stellen weit überlegen.

* * *

Am 6. morgens fuhr ich über Diskup zu den wiedergenommenen Stellungen bei Mangal. Tief verschneiter Tannenwald. Nach dem großen Betriebe der Anfahrtsstraße, auf der Schlitten hinter Schlitten fuhr und die großen Lastautos ratterten, kommt die Waldstraße von Skangal wie ein heimliches, vergessenes Waldidyll einem vor. Da liegen die ersten Gewehre am Weg, die ersten russischen Toten; sie liegen bald dicht im Waldgelände und dichter in dem schmalen Graben zur Linken der Straße. Einer der vielen Totenwege. Da liegt ein junger Russe, noch in Anschlag sitzend, gegen eine Brücke gelehnt, der Kopf ist noch gerade, als sähe er zum Feind. Von Norden her schüttert Artillerielärm durch die klare, helle Luft. Näher zur Stellung liegen deutsche Tote. Sanitätsmannschaften arbeiten ihre schwere, traurige Arbeit. In der Stellung sieht es wüst aus. Wie die Russen es fertig bekommen, in so kurzer Zeit diesen unglaublichen Schmutz und Unrat zurückzulassen, ist ihr Geheimnis. Die neue Besatzung ist beim Aufräumen. Sie haben doch nun in schwerem Nachtgefecht gestanden, diese jungen Gardisten. Aber sie sind doch recht guter Dinge für die Umstände. „Wir haben es eben geschmissen. Außerdem, hier ist's augenblicklich herrlich. Die dicke Luft fängt erst etwas weiter nördlich an." „Wie war's denn?" frage ich einen Gefreiten aus der Altmark. Das feste, frische Gesicht, altmärkisches Bauerngesicht, strahlt auf: „Wir griffen an und schmissen sie durch den Wald. 20 Meter Büchsenlicht." Dann wird das Gesicht ernst: „Schwere Nacht, verdammig, schwere Nacht."

Von einem Maschinengewehrstand kann man in das Vorgelände sehen. Da liegen die Russen in dichten Hocken. Ein Maschinengewehr dazwischen. Vorn bewegen sich noch ein paar Verwundete und werden unruhig, wenn der Kanonendonner zur Linken anschwillt: „Wir holen sie heute Nacht," sagt der Posten neben mir. „Jetzt geht's ja nicht." Unaufhörlich peitschen Infanterieschüsse durch die Luft. Die Russen würden das barmherzige Werk an ihren eigenen Landsleuten jetzt nicht dulden. Zuweilen kommen gräßliche Schreie aus der Lichtung.

Wir gehen weiter nach links. Es ist richtig, hier ist dicke Luft. Dicht neben der Einbruchsstelle hauen die russischen Granaten ziemlich lebhaft in den Wald. Eine Birke fällt hinter uns über die Brustwehr. Drüben am anderen Rand der Waldschneise hinter den dichten braun-grauen Zweigen der Gebüsche stehen fast unbeweglich braune Schatten.

Es wird dunkler. Man bereitet sich vor, die Lücke ein Stück zu verkleinern. Die Artillerie nimmt zu. Der Mond kommt hoch. Tiefe, schwere Schatten liegen jetzt im Wald.

Auf dem Rückweg treffen wir einen Mann mit zwei Russen. „Die wimmelten sich so an uns 'ran. Nu solle se wenigstens das Maschinengewehr weitertragen." Der eine Russe, ein hünenhafter Sibirier, trägt ein russisches Kavallerie-Maschinengewehr über der Schulter. Er grinst über das ganze Gesicht. „Je nun, man trägt, was man nicht ändern kann," sagte einer der Umstehenden. Der Russe trabt mit dem Gewehr und Ladestreifen weiter.

Die Kälte nimmt zu. Der Schnee schimmert blau-weiß durch den Wald.

---

junge Frontoffiziere eifrig die Kollegienhefte führen. Die Kurstage werden durch strenge Arbeit ausgefüllt, während die Abende fröhlichem studentischem Betrieb gewidmet sind, wobei jeder Unterschied des Grades und der Uniform der Teilnehmer wegfällt.

Angehörigen von Mittelschulen werden ähnliche Vergünstigungen für das Ausfüllen der Bildungslücken zuteil.

Wenn man von Kultur oder Unkultur spricht so muß auch die Körperpflege erwähnt werden. Schwierigkeiten bietet hier ein gewisser Mangel an Seife. Dafür aber wird das Wasser nicht geschont. Der kleinste Etappenort besitzt eine schöne Badeeinrichtung, desgleichen jedes kleine Walddorf; im Bereiche des gegnerischen Feuers ist es bisweilen sogar unterirdisch angelegt. Ganz vorbildlich sind die Verbandsplätze und Lazarette damit versehen, und trotzdem die Entlausung an der Westfront infolge der ständigen Desinfektion lange nicht mehr die Rolle spielt, wie zu Anfang des Krieges, wurde auch in dieser Beziehung nichts versäumt. Zu alledem kommt die jeden Tag stattfindende Körperkontrolle durch die Militärärzte und das an freien Geräten oder in Freiübungen systematisch gepflegte Strecken der im Schützengraben steif gewordenen Glieder. Es überraschte mich darum auch nicht, wenn mir die Aerzte vom ganz ausgezeichneten Gesundheitszustand der Truppen erzählten. Sogar in den Gräben des berüchtigten Waldes von Apilly (südlich St. Mihiel), die sich auf knappe 30 Meter den